

(Nachdruck verboten.)

74]

Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

Nach der zweiten Gefängnisstrafe wurde er in das Gouvernement Perm verschickt. Von dort entfloß er. Man nahm ihn wieder fest und verbannte ihn nach siebenmonatiger Haft in das Gouvernement Archangelsk. Dann wurde er zur Deportation in den Bezirk Jatzsk verurteilt. So kam es, daß er die Hälfte seiner besten Jahre im Gefängnis und in der Verbannung zugebracht hatte. All diese Wanderungen hatten ihn durchaus nicht verbittert oder auch nur seine Energie geschwächt, sondern sie eher entsacht. Er war ein lebhafter Mensch mit gesunder Verdauung, immer gleichmäßig thätig, fröhlich und mutig. Er bereute niemals etwas und bestimmte nichts weit im Voraus, sondern wirkte mit aller Kraft seines Verstandes, mit seiner ganzen Geschicklichkeit und praktischen Auffassungsweise in der Gegenwart. Wenn er frei war, arbeitete er für das Ziel, das er sich gesteckt, nämlich: Aufklärung, Organisation des Arbeiterstandes, namentlich des Landvolks; wenn er aber unfrei war, strebte er ebenso energisch und praktisch nach Verkehr mit der Außenwelt und nach Durchführung des unter den gegebenen Verhältnissen besten Lebens nicht für sich allein, sondern auch für seine Umgebung. Er war vor allen Dingen ein Gemeinshaftsmensch. Für sich selbst hatte er seiner Meinung nach nichts nötig; er konnte sich mit einem Nichts begnügen; aber für die Gemeinschaft seiner Gefährten verlangte er viel und konnte er jede körperliche und geistige Arbeit leisten, ohne die Hände sinken zu lassen, ohne Schlaf, ohne Essen. Als Bauer war er fleißig, scharfsichtig, geschickt bei der Arbeit, von natürlicher Enthaltensamkeit und zwanglos bescheiden, aufmerksam nicht nur auf die Gefühle, sondern auch auf die Meinungen anderer. Seine alte Mutter, eine Bauernwitwe, die nicht lesen und nicht schreiben konnte und voller Aberglauben steckte, war noch am Leben und Rabatow unterstützte sie und besuchte sie, wenn er in Freiheit war. Während seines Ausenthaltens zu Hause ging er auf die Einzelheiten ihres Lebens ein, half ihr bei der Arbeit und brach die Beziehungen zu seinen früheren Gefährten, den Dorfkindern nicht ab; rauchte mit ihnen aus Hundeknochen Bauerntabak, horchte mit ihnen und plauderte mit ihnen. Nach seinem Dafürhalten durfte man die Grundformen des Volkslebens nicht verändern — darin stimmte er mit Nowodworow und Nowodworows Anhänger, Marcell Kondratjew, nicht überein — durfte nicht das ganze Haus niederreißen, sondern nur die Innerräume dieses schönen, starken, ungeheuren, von ihm heißgeliebten alten Gebäudes anders verteilen.

In religiöser Beziehung war er ebenfalls ein typischer Bauer: dachte niemals an übersinnliche Fragen, an den Anfang alles Seins und das Leben im Jenseits. Gott war für ihn daselbe wie für Arago — eine Hypothese, die er bis jetzt nicht nötig gehabt hatte. Er hatte nichts damit zu thun, wie die Welt begonnen hatte, und die Lehre Darwins, die seinen Genossen so wichtig schienen, war für ihn ein Gedankenspiel.

Ihn nahm die Frage, wie die Welt entstanden, nicht in Anspruch, weil die Frage, wie man besser in ihr leben könne, stets vor ihm stand. Ueber das zukünftige Leben dachte er ebenfalls niemals nach, er trug in der Tiefe seiner Seele die von den Vorfahren ererbte, feste, ruhige Ueberzeugung, die allen Landleuten eigen ist, daß, wie im Tier und Pflanzenreich nichts aufhört, sondern beständig aus einer Form in die andre übergeht — der Mist in das Korn, das Korn in das Huhn, die Maulquappe in den Frosch, der Wurm in den Schmetterling, die Eichel in den Eichbaum —, so auch der Mensch nicht zu Grunde geht, sondern sich nur verändert. Er glaubte daran und schante deswegen mutig und selbst heiter beständig dem Tode ins Gesicht und ertrug standhaft die Leiden, welche zu ihm hinführen, liebte und verstand aber nicht, darüber zu reden. Er liebte die Arbeit und war stets mit praktischen Dingen beschäftigt und drängte seine Genossen zu ebensolchen praktischen Dingen hin.

Zwölftes Kapitel.

Der zweite politische Gefangene in dieser Abteilung aus dem Volk, Marcell Kondratjew, war von anderer Beschaffenheit. Mit fünfzehn Jahren war er an die Arbeit gegangen und hatte zu rauchen und zu trinken begonnen, um ein unbestimmtes Schamgefühl zu erlösen. Diese Scham hatte er zum erstenmal empfunden, als man zu Weihnachten sie, die Kinder, zum Christbaum führte, der von der Frau des Fabrikanten aufgeputzt war. Da wurden er und seine Kameraden mit einer Pfeife für eine Kopeke, einem Apfel, goldnen Nüssen und Feigen beschenkt; die Fabrikantentinder aber erhielten Spielsachen, die ihm wie Feingefächte erschienen und, wie er dann erfuhr, mehr als fünfzig Rubel kosteten. Er war zwanzig Jahre alt, als ein intelligentes Mädchen als Arbeiterin in die Fabrik eintrat, die die hervorragenden Fähigkeiten Kondratjews bemerkte, ihm Bücher und Broschüren zu geben anfang, mit ihm sprach, ihm seine Lage und deren Ursachen, wie auch die Mittel, sie zu verbessern, erklärte. Da trat ihm die Möglichkeit vor Augen, sich und die andern aus der Lage zu befreien, in der sie sich befanden. Es war ihm aber unklar, auf welche Weise die Verwirklichung seines Ideals mit Hilfe des Wissens vor sich gehen sollte. Er glaubte nur, daß ebenso, wie das Wissen ihm die Ungerechtigkeit der Lage geoffenbart, in der er sich befand, er mit ihm auch die Ungerechtigkeit abhelfen würde. Außerdem hob ihn das Wissen seiner Meinung nach über die andern Menschen empor. Deswegen hörte er auf zu trinken und zu rauchen und gab sich während der ganzen freien Zeit, die ihm, nachdem man ihn zum Schließer gemacht, in reichem Maße blieb, dem Lernen hin.

Das Mädchen unterrichtete ihn und geriet in Erstaunen über die wunderbare Fähigkeit, mit der er uersättlich alles Wissen verschlang. In zwei Jahren studierte er Algebra, Geometrie, Geschichte, die er besonders liebte, und las die ganze künstlerische und kritische Litteratur und namentlich die sozialistische durch.

Das Mädchen wurde verhaftet und Kondratjew mit ihr. Er wurde ins Gefängnis geworfen und dann ins Gouvernement Wologda verbannt. Dort machte er die Bekanntschaft Nowodworows, las noch viele Bücher, memorierte alles und wurde noch mehr in seinen Ansichten bestärkt. Er entfloß aus der Verbannung, wurde ergriffen und zum Verlust der bürgerlichen Rechte und neuer Verbannung verurteilt.

Er war Asket aus Gewohnheit, begnügte sich mit dem Allerniedrigsten und konnte, wie jeder von klein auf an Arbeit gewöhnte Mensch mit entwickelten Muskeln leicht, viel und geschickt arbeiten und jede Art körperlicher Arbeit verrichten, schätzte aber am allermeisten die Muße, um im Gefängnis und auf den Marschstationen sein Studium fortzusetzen. Er lernte jetzt den ersten Band von Marx auswendig und bewahrte dieses Buch mit großer Sorgfalt wie ein kostbares Kleinod in seinem Reisefack auf. Gegen alle Gefährten benahm er sich zurückhaltend, gleichgültig, mit Ausnahme von Nowodworow, dem er besonders ergeben war und dessen Urteil in allen Dingen er für unwiderlegliche Wahrheit hielt.

Gegen weibliche Wesen aber, die er als ein Hindernis in allen notwendigen Angelegenheiten betrachtete, nährte er eine unbestimmte Verachtung. Die Maslowa that ihm indessen leid, und er war freundlich gegen sie, die er als sprechendes Beispiel der Ausbeutung der unteren Klassen durch die oberen ansah. Aus diesem Grunde liebte er auch Nechjudow nicht, war nicht gesprächig gegen ihn und drückte seine Hand nicht, sondern hielt nur seine ausgearbeitete Hand zum Druck hin, wenn Nechjudow ihn begrüßte.

Dreizehntes Kapitel.

Der Ofen war heiß und wärmte; der Thee war gekocht, in Gläser und Becher geschickt und mit Milch verdünnt; die Krügel, das frische, süßsaure Weizenbrot, harte Eier, Butter, Kalbskopf und Kalbsfüße ausgekramt. Alle waren auf ihren Platz an der Pritsche gerückt, die als Tisch diente, tranken, aßen und unterhielten sich. Die Kantscha saß auf einer Kiste und goß Thee ein. Um sie herum drängten sich alle übrigen, mit Ausnahme von Stryszow, der seinen feuchten

Halbpelz abgenommen, sich in ein trockenes Blaid gewickelt hatte und auf seinem Plaze lag und mit Rechludow sprach.

Nach der Kälte und Feuchtigkeit während des Marsches, nach dem Schmutz und der Unordnung, die sie hier vorgefunden, nach der Mühe, die darauf verwendet war, alles in Ordnung zu bringen, nach dem Genuß von Speise und heißem Thee waren alle in der angenehmsten, fröhlichsten Stimmung.

Was hinter der Wand an Lärm, Geschrei und Schimpfworten der gewöhnlichen Verbrecher erkönte und sie gleichsam an ihre Umgebung erinnerte, verstärkte noch das Gefühl der Behaglichkeit. Wie aus einer kleinen Insel im Meer fühlten diese Menschen sich eine Zeitlang frei von den Erniedrigungen und Leiden, die sie umringten, und befanden sich infolgedessen in gehobener, erregter Stimmung. Sie sprachen über alles, nur nicht über ihre Lage und über das, was ihrer wartete. Außerdem waren, wie das stets zwischen jungen Männern und Mädchen geschieht, namentlich wenn sie durch Zwang vereinigt sind, wie diese Leute es waren, zwischen ihnen harmonische und disharmonische, verschieden miteinander verflochtene Beziehungen entstanden. Sie waren fast alle verliebt. Nowodworow war in die hübsche, lächelnde Grabez verliebt. Diese Grabez war eine junge Studentin, die sehr wenig dachte und ganz gleichgültig gegen die Politik war. Aber sie ordnete sich der Zeitströmung unter, kompromittierte sich durch irgend etwas und wurde verstoßen. Wie in der Freiheit das Hauptinteresse ihres Lebens in Erfolgen bei Männern bestanden hatte, genau so blieb es auch bei den Verhören, im Gefängnis und in der Verbannung. Jetzt, während des Marsches, tröstete sie sich damit, daß Nowodworow von ihr hingerissen war, und verliebte sich selbst in ihn. Wera Jefremowna, die sehr verliebter Natur war und keine Liebe einflößte, aber stets auf Gegenseitigkeit rechnete, war bald in Rabatow, bald in Nowodworow verliebt. Etwas der Verliebtheit Nehmliches war bei Kryljow der Marja Pawlowna gegenüber vorhanden.

(Fortsetzung folgt.)

Kindermilch.

Zu einer zweckmäßigen und gedeihlichen Ernährung der Säuglinge in den Fällen, schreibt die Wochenschrift „Haus, Hof und Garten“, wo man statt der Muttermilch Kuhmilch darreichen muß, gehört es nicht nur, daß man gute und bakterienfreie Milch verwendet, sondern es sind dabei auch noch verschiedene Punkte zu berücksichtigen, die, so nebensächlich sie auf den ersten Blick erscheinen mögen, dennoch in Wirklichkeit von der größten Bedeutung sind. Oft genug sieht man denn auch ein Kind in der Entwicklung zurückbleiben oder gar erkranken, obgleich die beste Milch verabreicht wird, und vergebens fragen sich dann die Mütter, worauf diese beunruhigenden Erscheinungen zurückzuführen sind.

So ist es schon von großer Wichtigkeit, daß die Milch, die das Kind trinkt, die richtige Temperatur besitzt. Die Durchschnittstemperatur des menschlichen Körpers beträgt 37,5 Grad Celsius. Diese Temperatur besitzt auch die Muttermilch, und deshalb muß sie auch die Kuhmilch, die dem Säugling als Ersatz für die Muttermilch dargebracht wird, haben. Schon wenige Grade darüber oder darunter vermögen das Wohlbefinden des Kindes, dessen Verdauungsorgane äußerst empfindlich sind, schädlich zu beeinflussen. Als Beleg hierfür mag ein kleines Beispiel mitgeteilt werden.

In einer Familie war die Ernährung des Neugeborenen einer alten Kinderfrau, deren Sorgsamkeit schon vielfach erprobt worden war, anvertraut worden. Man bezog die beste Milch, sterilisierte sie sorgfältig und beobachtete auch sonst alle in Betracht kommenden Vorschriften genau. Gleichwohl wird die Gewichtszunahme des Kindes nicht nur sehr gering, sondern es wurde auch unruhig, schlief schlecht und zeigte eine immer stärker werdende Mattigkeit und Wellheit. Der Hausarzt untersuchte die Milch, die sich als vortrefflich ergab, und schärfte nochmals der Kinderfrau alle Vorschriften ein. Trotzdem besserte sich der Zustand des Kindes nicht. Da war eines Tages der Arzt zufällig zugegen, als dem Kinde die Flasche gereicht werden sollte. Er fühlte sofort, daß die Milch ungewöhnlich heiß war, und als er die Temperatur mit dem Thermometer maß, stieg derselbe auf 41 Grad Celsius. Die sonst so sorgliche Kinderfrau hatte die Temperatur der Milch immer nur nach Gutdünken abgeschätzt. Von jetzt ab wurde streng auf die Einhaltung einer Temperatur von 37,5 Grad Celsius gesehen, und alsbald zeigte sich auch der Erfolg dieser Aenderung. Das Kind wurde frisch und lebhaft und wies andauernd die erforderliche Gewichtszunahme auf. Ebenso kann, wie schon angedeutet, eine zu niedrige Temperatur der Milch Gesundheitsstörungen nach sich ziehen. Beträgt die Temperatur der Milch nur 35 oder 34 Grad Celsius oder gar noch weniger, so wird sie von den Verdauungsorganen des Magens und Darms nur unvollkommen umgesetzt und ausgenutzt, es bleiben Milchgerinself lange Zeit im Verdauungs-Apparat liegen, reizen die Schleimhäute und geben

dadurch den Anstoß zur Entstehung des gefährdeten Magen-Darmlarvhs. Aus diesen Gründen sollte es sich eine jede Mutter zur strengsten Pflicht machen, die Temperatur der Milch jedesmal genau zu prüfen. Hierfür genügt es aber nicht, daß man die Milch, wie es gewöhnlich geschieht, kostet. Der Erwachsene genießt oftmals heiße Getränke und Suppen, die eine Temperatur von 45 Grad und mehr haben, ohne Schaden. Infolgedessen ist seine Zunge gegen höhere Temperaturgrade ziemlich abgestumpft, aber auch wenn sie dieses nicht ist, ist sie doch sicher nicht feinsüßlich genug, um einen Unterschied von einigen wenigen Graden zu erkennen. Darum soll die Temperatur der Milch stets mit dem Thermometer gemessen werden. Am einfachsten geschieht dieses in der Weise, daß man an die Wand der mit der heißen Milch gefüllten Flasche die Quecksilberkugel des Thermometers fest anlegt und nun das allmähliche Steigen des Quecksilberfadens verfolgt. Sowie derselbe bis auf 37,5 Grad Celsius emporgegangen ist, giebt man die Flasche dem Kind zum Trinken. Schafft man sich einen einfachen Glasthermometer ohne jedes Gehäuse an, den man in eine Papphülse stecken kann, so wird man die Messung auch außerhalb des eignen Heims jederzeit unschwer vornehmen können.

Ein anderer Punkt, der die größte Beachtung verdient, ist die Fernhaltung aller Verunreinigungen. Es wurde soeben dargelegt, daß das Kosten der Milch, um die Temperaturhöhe zu prüfen, unzulänglich ist. Dagegen läßt sich das Kosten nicht ungehen, wenn man erkennen will, ob die Milch wohlstandmend und nicht etwa im Sauerwerden begriffen ist. Aber man soll dabei nicht so verfahren, wie es vielfach geübt wird, daß man die Flasche an den Mund setzt und daraus einen Schluck trinkt. Zahlreiche Untersuchungen haben ergeben, daß sich im Mund der Erwachsenen auch bei reinlichster Mundpflege eine Menge Bakterien vorfinden, die zum Teil Krankheitserreger, zum Teil Gärungserreger sind. Trinkt nun die Mutter oder die Pflegerin aus der Milchflasche, so liegt die Gefahr vor, daß derartige Keimpilze in die Milch und mit dieser in den kindlichen Verdauungsapparat geraten und hier zu Gesundheitsstörungen der Anlaß werden. Aber wenn man selbst die Uebertragung von Bakterien in die Milch ganz aus dem Spiel läßt, so ist doch zu bedenken, daß der Erwachsene im Lauf des Tages Speisen und Getränke von sehr verschiedenartigen Zusammensetzung und vielfältigem Geschmack genießt. Auch hiervon können Teile mit dem Speichel in die Milch übergehen, um dann später die Verdauungsarbeit des kindlichen Körpers mehr oder weniger zu beeinträchtigen. Will man daher die Milch auf ihre Beschaffenheit kosten, so hat man aus der Flasche einen kleinen Teil in eine Tasse zu gießen und aus dieser zu trinken. Ein etwa übrigbleibender Rest darf natürlich nicht wieder in die Flasche gegossen werden. Ferner ist stets für eine peinliche Sauberkeit der Flasche Sorge zu tragen. Man sollte mindestens zwei Flaschen zur Verfügung haben. Sowie eine Flasche gebraucht worden, ist sie mit heißem Wasser zu füllen und das Innere mit einer Bürste von allen anhaftenden Milchresten zu reinigen. Hat man sie darauf mehrere Male ausgespült, so ist sie von neuem mit heißem Wasser zu füllen und mit einem Kropfen zu verschließen. Man kann dann überzeugt sein, daß sich weder Schimmelpilze in der Flasche ansiedeln, noch sich Gärungen in etwa doch noch zurückgebliebenen winzigen Milchresten bilden. Behandelt man beide Flaschen auf diese Weise, so wird man jeder Zeit eine völlig saubere Flasche zur Verwendung haben. Aus denselben Gründen empfiehlt es sich, auch den Saugkropfen nach einer jedesmaligen gründlichen Reinigung in einem Gefäß mit Wasser aufzubewahren. — Entlich müssen auch die Zusätze zu der Kuhmilch, um sie der Muttermilch möglichst ähnlich zu machen, genau geregelt werden. Man setzt der Kuhmilch deshalb Wasser zu, weil ihre Gehalt an Eiweiß und Salzen ein zu hoher ist. Gleichzeitg dürfen aber auch die Fettstoffe nicht zu sehr verringert werden, damit die Milch dem Säugling nicht zu wenig Nährstoffe darbietet.

Die nachfolgende Zusammenstellung mag zeigen, in welchem Verhältnis Milch und Wasser zu verwenden sind. Es sind zu mischen: Am 1. und 2. Lebenstage 1 Teil Milch mit 3 Teilen Wasser, vom 3. bis 30. Lebenstage 1 Teil Milch mit 2 Teilen Wasser, vom 30. bis 60. Lebenstage 1 Teil Milch mit 1 Teil Wasser, vom 60. bis 180. Lebenstage 1 Teil Milch mit $\frac{3}{4}$ Teilen Wasser, vom 180. bis 280. Lebenstage 1 Teil Milch mit $\frac{1}{2}$ Teil Wasser, vom 280. Lebenstage ab kann man dem Kinde unvermischte Milch reichen.

Da außerdem die Kuhmilch nur 3,7 Proz., die Frauenmilch aber 5 Proz. Zucker enthält, so ist, wie bekannt, zur Kuhmilch ein Zusatz von Zucker nötig. Doch auch hier muß das richtige Maß eingehalten werden. Das Verhältnis ist daher so zu gestalten, daß in 1 Liter unverdünnte Milch 3 Theelöffel gewöhnlicher Zucker geschüttet werden.

Durch die Einführung der Sterilisations-Apparate sind in der Ernährung der Säuglinge sehr bedeutende Fortschritte gemacht worden. Aber nicht jedermann ist in der Lage, sich einen derartigen Apparat anzuschaffen. In diesen Fällen muß dann um so genauer darauf geachtet werden, alle Fehler in der Ernährung der Säuglinge zu vermeiden, denn gerade hier zieht leicht ein kleines Versehen die ernstesten Folgen nach sich. —

Kleines Feuilleton.

— Die Kautschukindustrie von Para. Die Art und Weise, wie die Kautschukwälder ausgebeutet werden, könnte, schreibt Eugen Alerman in der „Frankfurter Zeitung“, als eine gute Illustration des Lebenskampfes überhaupt dienen. Man sieht, wie der Arbeiter

für den Besitzer des Waldes schafft, wie dieser Besitzer von Leuten abhängt, die ihm das notwendige Geld geben, endlich wie letztere ganz von dem „Betrachter“ abhängig sind. Der Besitzer eines Waldes beginnt recht häufig mit Schulden, giebt alles, was er besitzt und borgen kann, aus, um seinen Arbeitern etwas Geld geben zu können, um sie von der Kiste nach dem Zinnern zu befördern und um den notwendigen Vorrat an Lebensmitteln usw. verschaffen zu können. Sobald der Besitzer eine hinreichende Handarbeit gesammelt hat, oder wenigstens sobald er gesammelt hat, was er finden kann, da hat er nun manche Quadratkilometer von sumpfigen Teifen auszubenten. Merkwürdig und zugleich unangenehm ist die Tatsache, daß die beste Qualität und der höchste Ertrag bloß in solchen Wäldern, die am sumpfigsten und ungesundesten sind, vorkommen. So an den Flüssen Madeira, Purnis und Javary ist der Kautschuk vortrefflich, aber die Sterblichkeit unter den Arbeitern ist auch eine sehr hohe. Zwar ist es richtig, daß, wenn Kautschukbäume in verhältnismäßig begrenzten Räumen gepflanzt werden, man ja mehr Gelegenheit hat, die Arbeiter zu kontrollieren, deren Flucht zu vermeiden und hygienischen Bedingungen gerecht zu werden. Gewöhnlich aber ist das der geringsteummer eines Waldbesitzers. In einer Periode von ungefähr sieben Monaten arbeitet jeder Mann auf ungefähr 100 Bäumen, die mehr oder minder von einander entfernt liegen. Daraus kann er 400—800 Kilogramm Kautschuk erhalten. Sobald eine solche 100 Bäume enthaltende Parzelle begrenzt ist, kommt der Arbeiter mit seinen Lebensmitteln und beginnt zu arbeiten. Die Arbeit ist zwar keine außerordentlich harte. Morgens werden die Bäume gezapft und nachmittags wird der Kautschuk weggenommen. Aber im allgemeinen ist der Arbeiter recht schlimm daran, da er in einem sumpfigen Walde und in einem armseligen Häuschen auf Pfahlstellung zu leben hat. Dieses Häuschen besteht zum großen Teil aus Rinden und Palmbältern. Nur selten kommt der Arbeiter heraus, um das Kautschuk in das Magazin oder Depot zu bringen, das am Flusse entlang sich befindet, da man so viel wie möglich die Arbeit des Transports zu vereinfachen sucht. Aber in der Nähe der Flüsse befinden sich auch die ungesundesten Teife. Wenn der Arbeiter in seinem Sumpfe stirbt, so stirbt er eben und niemand kümmert sich darum. In den Kautschukwäldern des Parastaates ist der Arbeiter eine bloße Maschine. Obwohl den Unternehmern der Verlust an Geld und Vorrat für diejenigen Arbeiter, die gestorben oder ausgerissen sind, manchmal recht fühlbar wird, so ist der Gewinn im ganzen recht annehmbar. Was wird nun aus der Ernte? Ein Teil, manchmal die Hälfte des Kautschuks, wird Eigentum des Arbeiters. Davon wird aber eine bestimmte Menge für gelieferte Lebensmittel und für das Geld, das der Arbeiter erhalten hat, abgezogen. Außerdem aber wird ein anderer Teil für den Vorrat der nächsten Periode zurückgehalten. Schließlich erhält der Arbeiter wenig Geld, da ja das, was er besitzen könnte, für eine neue Periode abgezogen wird, und da er so fast gezwungen ist, weiter zu arbeiten. Da es außerdem der Besitzer ist, der die äquivalente Menge des Kautschuks für die verschiedenen Waren, Lebensmittel u. s. w. feststellt, so sieht man, daß der Arbeiter nicht gerade reich werden kann.

Wenn die Arbeitsperiode zu Ende und es durch die eintretenden Ueberschwemmungen unmöglich wird, in dem Walde weiter zu arbeiten, dann ist der Kautschukarbeiter glücklich, wenn er im Stande ist, nach der Kiste zu gehen, wo er mit dem Wenigen, das er erspart hat, leben kann. Dann hat er aber nichts mehr, wenn die neue Arbeitsperiode anfängt und diese neue Periode gleicht genau der vorhergehenden.

Man hört oft sagen, daß der Kautschuk durch die Erschöpfung der Wälder immer seltener werde und daß, um seinen Verschwinden entgegenzutreten, es notwendig sei, Pflanzungen zu entwickeln. Die Sache verhält sich aber anders. Es ist nicht der Kautschuk, der selten wird, aber es sind die Arbeiter, die zu dessen Gewinnung fehlen, oder fehlen werden. Seit einigen Jahren vermehrt sich der Gebrauch des Kautschuks. Die produzierte Menge dagegen ist nicht hinreichend für den Bedarf. Für die letzten sechs Monate betrug das exportierte Kautschuk 600 Tonnen weniger als das der vorhergehenden Periode. Diese 600 Tonnen mögen gering scheinen, aber es darf nicht übersehen werden, daß die Ware recht teuer und daß infolge des zunehmenden Gebrauchs des Kautschuks keine Abnahme, sondern stets Zunahme des Exports stattfinden sollte. Durch den Mangel an Arbeitern werden Besitzer von großen Wäldern verhindert, allen Kautschuk zu gewinnen. Am Anfang nahm die Kautschukindustrie alle Arbeiter der andern landwirtschaftlichen Industrien in Dienst. Das genügte vor manchen Jahren, deckt aber jetzt nicht mehr den Bedarf.

Neue Folge chinesischer Sentenzen. Interessante Sprüche und Aphorismen enthalten die „Sprüche des Meng-tse“, sowie die „Sprüche des Laotse“. Aus dem Buche des Meng-tse stammen die folgenden beiden Sentenzen:

Der König sprach: „Ich begehre aufrichtig Deinen Lehren zu folgen.“ Meng-tse antwortete ehrsüchtig: „Einen Menschen mit einem Stock oder einem Degen töten, findest Du darin einen Unterschied?“ Der König sprach: „Mit nichten.“ — „Ihu töten mit einem Degen oder durch eine schlechte Verwaltung, findest Du darin einen Unterschied?“ Der König sprach: „Ich finde darin keinen Unterschied.“

Wenn man Gesächte liefert, um Gebiet zu gewinnen, so werden die getöteten Menschen das Gefilde bedecken; wenn man

Gesächte liefert, um eine Stadt zu nehmen, so werden die getöteten Menschen die genommene Stadt erfüllen. Dies heißt, die Erde das Fleisch der Menschen fressen lassen. Dieses Verbrechen wird durch den Tod nicht genügend gesühnt. Deshalb sollten die, welche alle ihre Tugenden dahin einjagen, daß sie Krieg führen, mit der härtesten Strafe büßen.

Die folgenden beiden Sentenzen stammen aus dem Buche des Laotse:

Mit Gerechtigkeit und durch Geradheit wird ein Land am besten regiert. —

Woher wissen wir wohl, daß das in der Welt so ist? —

Dadurch: Je mehr das freie Wort und die Handlungen der Menschen im Staate durch Verbote beschränkt sind, desto mehr verarmt das Volk. Je mehr Waffen ein Volk hat, je handelsflüchtiger und räufelstüchtiger werden die kleinen Fürsten . . .

Je mehr Verbote und Verordnungen herausgegeben werden, je größer ist die Anzahl der Gaunereien und Diebstähle.

Deshalb sagt ein weiser Regent: . . . Ich werde Geist und Gemüt der Menschen zum Gegenstand meiner Bearbeitung machen, so wird das Volk in jeder Weise für sich selbst sorgen können.

Die alten Gottesgelehrten stellen den Grundsatz auf, daß es nicht nötig sei, göttliche Güte durch Anklärung des Volkes zu verbreiten; sondern man würde dies besser dadurch erreichen, daß man das Volk in seiner Unwissenheit belasse; denn ein Volk, das zu viel wisse, sei schwierig zu regieren. . . .

Unergründliche Tugend, ja, wahrhaftig, sehr tiefe, aber auch ebenso weit, — nämlich weit ab vom richtigen Standpunkt, und dem, was man der Menschheit schuldig ist; was sie erwarten kann, geradezu entgegen! —

Geographisches.

— Ueber seine Reisen im Nyassagebiet sprach in der letzten Sitzung der „Gesellschaft für Erdkunde“ Dr. E. Fülleborn; einem Bericht der „Vossischen Zeitung“ über diesen Vortrag entnehmen wir folgendes: Die Gegend, durch die der Marisch ging, war meist Steppe oder Buschwald; angebautes Land traf man, angefaßt der gegenwärtigen Entvölkerung des Landes, nur ausnahmsweise an. Hohes Büschelgras bedeckte große Flächen; herrliche Fächerpalmen ragen hier und da über den spärlichen Pflanzenbestand hinaus. In der trocknen Jahreszeit ist das Landschaftsbild am mittleren Nowina unserer heimischen Landschaft, wie sie sich unmittelbar nach der Schneeschmelze im Frühjahr darstellt, täuschend ähnlich. Die Bäume sind kahl; das Gras ist verbrannt und sieht aus, wie bei uns der nackte Erdboden. Wie fruchtbar dennoch die Gegend ist, zeigt die Regerhirse, die zweibis dreimal so hoch wird wie ein Mann, nicht minder das wildwachsende Bambusgebüsch, das bis 20 Meter hoch aufsteigt, also bis zur Höhe eines vierstöckigen Berliner Hauses. Landschaftlich ist übrigens der südliche Teil des Landes überhaupt sehr interessant. Aus dem flachen Gelände steigen überall schroffe Bergkegel auf, und es scheint, als sei ursprünglich das ganze Gebiet so hoch gewesen, wie die Kluppen dieser Kegels, die als „Zeugen“ schließlich stehen blieben, als alles andre verwittert und abgeschwunden war. Sie sind meist kahl. Ein Bedarfsartikel für die Bevölkerung ist das Salz. Stellenweis wittert es aus dem Erdboden aus und wird dort mit Muscheln zusammengetragt und durch Umkrustallisierung gereinigt, enthält aber noch immer viel fremde Salze, namentlich doppeltkohlensaures Natron. Ueber die Mangoni, die so viel Unheil im Lande angerichtet haben, wüßte Vortragender manches Interessante zu sagen. Sie sind geschickte Schmiede und verstehen das zur Anfertigung ihrer Waffen nötige Eisen selbst aus dem Erz zu schmelzen. Unähnlich der sonst fast durchgreifenden afrikanischen Geßlogenheit räumen sie ihren Frauen eine recht achtungswerte Stellung ein, hören auf ihren Rat selbst bei Kriegszügen usw. Sie sind von der Westseite des Sees gekommen und um die Nordspitze herum zur Ostseite gezogen, alle Völkerschaften unterwerfend, die sie auf ihrem Zuge berührten. Sie bieten so ein Beispiel der großen Völkerwanderungen, die in großen Teilen Afrikas stattgefunden haben und die ethnologische Forschung so schwierig machen. Unglaublich ist ihre Leistungsfähigkeit im Vertilgen von Hirsebie, und die Massen von Hirse, die sie zur Herstellung dieses Getränks gebrauchen, setzen einen eifrigen Landwirtschaftsbetrieb voraus. Die früher sehr umfangreiche Viehzucht des Stammes hat gelitten. Das Fethöderrind, das sie züchten, ist an Zahl stark zurückgegangen; mehr noch findet man Ziegen und Schafe. Der Sitz der Mangoni, das Gebiet von Songea an der Quelle des Nowina ist ziemlich gut bevölkert. Die Leute wohnen in Häusern mit spitzen, bis zur Erde herabgehenden Dächern. Fenster sind nicht vorhanden, das wenige Licht, das den Innenraum hellt, fällt lediglich durch die geöffnete Thür. Im Innern findet man nur die einfachste Ausstattung. So enthält das Haus des Sultans, dessen Inneres Vortragender photographiert hat, nur Schild und Speere des Besitzers, einen Korb, in dem sich der Schatz an Stoffen u. dgl. birgt, Kochlöffel an der Wand befestigt, einige Krüge und Schalen, sonst nichts. Von Ungoni, dem Lande der Mangoni, kam Vortragender nach Uhehe, dem Sitze der Wahehe. Die Hauptstadt des Landes liegt in Trümmern. Man erkennt aber noch die Stürze der ehemaligen Befestigungen. Die Perle aller Landschaften im Nyassagebiet ist aber das Kondeland an

ber Nordspitze des Sees. Meistlich bewässert, dicht bevölkert und wohlgebannt, macht es einen vorzüglichen Eindruck. Die hübschen Häuser mit ihren aus zierlichem Flechtwerk in geschmackvollen Mustern bestehenden Wänden liegen in wohlgepflegten Bananenbainen, die sich kündenlang an den Wasserläufen hinziehen. In den Häusern herrscht so peinliche Sauberkeit, daß man sich leicht, mit beschmutzten Stiefeln einzutreten. Die Leute leben fast nur von Bananen und Milch. Bei der Wohlhabenheit der Gegend entwickelte sich bald ein reger Handelsverkehr, der Verlehr geht aber wegen der Schwierigkeit des Landwegs über den See und dann den Schiffe und Sambesi hinab zur Küste. —

Aus dem Tierreiche.

— Gleichfarbige Lokalformen bei Feld-Heuschrecken. Es ist wiederholt bemerkt worden, daß die Hinterflügel bei Feld-Heuschrecken (Astridiern) manchmal blutrot oder himmelblau oder gelb vorkommen, und daß verschiedene Arten derselben Verhältnisse entweder zimmerrotte oder blaue Flügel haben. Im Mexiko-Thal von Neu-Mexiko sind rot- und gelbflügelige Arten gemein, aber nicht weit davon in den Organ-Bergen fand L. D. A. Coderell in großen Mengen zwei unter einander total verschiedene Arten, welche beide blaue Flügel hatten und auch sonst ähnlich gefärbt erschienen. Es waren *Leprus Wheeleri* und eine noch unbeschriebene *Trimerotropis*-Art. Da es sich deutlich um Pigmentfarben handelte, kam Coderell auf die Idee, daß es sich, wie beim Blumenblau, Lachsrot und andern organischen Farbstoffen, um die durch Einwirkung von Säuren und Alkalien erzeugbaren beiden Modifikationen eines und desselben Farbstoffes handeln möchte. Er hielt einen der blauen Flügel von *Leprus Wheeleri* in heiße verdünnte Salzsäure und der Flügel wurde in der That sogleich rot, kehrte aber durch Kalilauge nicht in Blau zurück, sondern wurde darin gelb, wahrscheinlich infolge einer Zersetzung des Pigments. Der Schluß liegt nahe, anzunehmen, daß die Rote oder Bläue der Flügel, die bei unserer *Oedipoda miniata* und *O. coerulea* ebenfalls sehr lebhaft hervortritt, mit irgend einem örtlichen Charakter, z. B. dem Saft der verzehrten Pflanzen, zusammenhängt, da die blauen oder roten Flügel bei mehreren Arten und Gattungen derselben Verhältnisse vorkommen. Wahrscheinlich gilt nicht das nämliche für die Farbenähnlichkeit der Flügeldecken und des Körpers der in derselben Landschaft zusammenlebenden verschiedenen Arten, die sich vielmehr als durch Auslese entstandene sogenannte sympathische Farben den Tönen des Bodens oder Feldgrundes anschließen, so daß diese Tiere schwer sichtbar sind, bis sie plötzlich ihre blutroten oder himmelblauen Flügel entfalten und davonfliegen. —

Physikalisches.

b. Elektrische Wirkungen unsichtbarer Strahlen führte Dr. Aschkinatz am Mittwoch in der Treptow-Sternwarte vor. Die sichtbaren Strahlen, die Lichtstrahlen, machen sich dem Auge bemerkbar und geben uns so durch ihre Lichtwirkung einen ganz unmittelbaren Beweis von ihrem Vorhandensein; die Lichtfülle und Farbenpracht, welche sie rings verbreiten, machen die Erde zu dem schönen Wohnplatz, der sie ist oder vielmehr sein könnte — wenn nicht der Mensch durch seine Gabel und Herrschucht Jammer und Elend verbreitete. Wissenschaftlich interessanter als das in die Augen fallende Sichtbare ist das geheimnisvolle Unsichtbare, welches dem körperlichen Auge verborgen durch das weit schärfere geistige Auge erschlossen wird. Läßt man die Sonnenstrahlen, welche die Empfindung des Hellen und Weichen in uns hervorrufen, auf ein Prisma fallen, so erfahren sie eine Ablenkung von dem geraden Wege, außerdem aber wird die in ihnen enthaltene Menge von Strahlen auseinandergelagert. Die Ablenkung vom geraden Wege ist für alle Strahlen verschieden, und deshalb erscheinen sie einzeln neben einander; auf das Auge wirken sie, indem sie verschiedene Farbenempfindung hervorrufen, und zwar sind die roten Strahlen die am wenigsten abgelenkten, und dann geht die Färbung des sog. Spektrums durch alle Farben des Regenbogens bis zum Violett hin, wie die am meisten abgelenkten Strahlen erscheinen. Dem Auge verraten sich keine weiteren Strahlen in der von der Sonne oder andern Lichtquellen kommenden Strahlung; aber ein empfindlicher Thermometer wird auch in dem dunklen Teile des Spektrums jenseits des Roten erwärmt. Es giebt also Strahlen, die noch weniger abgelenkt werden als die roten und nicht für das Auge, wohl aber für einen Thermometer bemerkbar sind. Auch jenseits des violetten Endes des Spektrums macht sich eine Strahlung bemerkbar, und zwar verraten sich diese ultravioletten Strahlen durch ihre Wirkung auf die photographische Platte sowie dadurch, daß sie Fluorescenz hervorrufen, d. h. unter ihrer Einwirkung strahlen manche Stoffe (sogenannte Leuchtfarben) ein eigentümliches Licht aus. In den letzten Jahren hat die Erforschung der unsichtbaren Strahlen sehr erhebliche Fortschritte gemacht. Wie ihre Wirkung, so weiß auch ihre Wirkung auf die Elektrizität hin. Zunächst sei hier an die Kathodenstrahlen erinnert, die bei elektrischen Entladungen in Röhren mit verdünnter Luft auftreten. Die atmosphärische Luft setzt den Ausglick der Elektrizität ein starkes Hindernis entgegen, — eine Luftstrecke von $\frac{1}{10}$ Millimeter Länge verhindert bereits das Ueberpringen elektrischer Funken, wenn die Spannung eine geringe ist. Freilich kann man durch besondere Vorrichtungen, z. B. in den Induktionsapparaten, die Spannung gewaltig steigern

und elektrische Funken von 50 Centimeter Länge und darüber erhalten; läßt man aber die Entladung in einer Röhre mit verdünnter Luft vor sich gehen, so geht sie durch meterlange Strecken hindurch, wobei die Luft in prachtvolles Leuchten gerät. Bei sehr starker Verdünnung hört die schöne Lichterscheinung auf, und man könnte meinen, daß eine elektrische Entladung nicht mehr vor sich geht. Aber das ist durchaus nicht der Fall. Der Kathode gegenüber, d. i. der Stelle gegenüber, wo die negative Elektrizität in die Röhre eintritt, leuchtet das Glas in eigentümlich schönem Fluorescenzlicht. Die Kathodenstrahlen, welche dieses Leuchten hervorrufen, können durch elektrische und magnetische Kräfte von ihrem geraden Wege abgelenkt werden. Andre dunkle Strahlen sind die Röntgenstrahlen, welche von den Kathodenstrahlen, wo sie auf Glas oder Platin treffen, hervorgerufen werden; ferner die Biquerele-Strahlen, welche von manhaltigen Substanzen ausgehen. Alle diese, sowie die vom Radium und Polonium ausgehenden Strahlen haben sich durch fluoreszierende Wirkung verraten. Aber sie alle bringen, wie auch die ultravioletten Strahlen, mannigfache elektrische Wirkungen hervor: Ein negativ geladener Konduktor verliert seine Elektrizität unter dem Einfluß solcher Bestrahlung; die Luft wird leitend für die Elektrizität und zerstreut die Ladung in den Raum. Gewisse leichte Körperchen fangen, von diesen Strahlen getroffen, an sich zu bewegen. —

Humoristisches.

— In der Probe. Kapellmeister (zu einem Violinisten): Meier, greifen's doch net so faumäßig unrein!
Meier: Ja, Herr Kapellmeister, dafür kann i nig. Wenn's Cahna net rein g'ung ist, — dem Reinen is alles rein!
— Entschuldigung. Auf einer Schmiere wird Schillers „Tell“ gegeben. Tell schießt auf den Apfel, aber der Apfel fällt nicht. Das Publikum lacht und der Direktor ist in Verzweiflung. Rasch aber faßt er sich, tritt vor die Rampe und spricht: „Hochverehrtes Publikum, haben Sie mitigen Dank dafür, daß Sie so zahlreich erschienen sind, daß, wie Sie sehen, nicht einmal ein Apfel zur Erde fallen kann.“
Händeklatschen und Bravorufe ertönten, und der „Tell“ war gerettet.
— Gute Erklärung. Lehrer: Definiere das Wort Witwe. Was ist eine Witwe?
Schüler: „Eine Witwe ist — eine Frau —“
Lehrer: „Gut, weiter.“
Schüler: „Eine Frau, die sich wieder verheiraten möchte.“ — („Jugend“.)

Notizen.

— Adele Hartwig vom Braunschweiger Hoftheater ist für das Berliner Meidenz-Theater engagiert worden. —
— Das „Glässische Dialekt-Theater“ hat einen Gastspielvertrag, der es für die Zeit vom 15. April bis 15. Mai nächsten Jahres für das „Berliner Theater“ verpflichtet, abgeschlossen. —
— In München hat sich ein Konfession gebildet, das die Einrichtung eines neuen Theaters nach dem Muster des Schiller-Theaters in Berlin bezweckt. —
— Strindberg's „Rausch“ wird, zum erstenmal in deutscher Sprache, im Dresdener „Neuen Sommer-Theater“ in Scene gehen. —
— Am Straßburger Stadttheater erzielte „Das Verhängnis“, Drama in drei Aufzügen von St. Mändlen, einen starken Erfolg. —
— Eine kaiserliche Subvention wurde für das neu zu erbauende Stadt-Theater zu Kiel bewilligt. Die Subvention beträgt 15 000 M. jährlich und ist für fünf Jahre zugesagt. Den Neubau wird der Berliner Architekt Sehring ausführen. —
— Demnächst wird die „Gesellschaft zur Herausgabe von Denkmälern der Tonkunst in Bayern“ mit dem ersten Jahrgang ihrer Publikationen hervortreten, welcher Kompositionen des kurfürstlichen Konzertmeisters E. v. J. Dall'Abaco († 1742) enthält. —
— Ein „neues Klondike“ ist in Nieder-Kalifornien entdeckt worden. Drei Goldgräber sind im Besitz von Goldstaub im Wert von 800 000 M., den sie in wenigen Monaten auf den Goldfeldern gefunden haben. Ein Mexikaner brachte Gold im Wert von 400 000 M. mit, das er im Lauf eines Jahres gewonnen hat. Die Goldfelder umfassen ein Gebiet von 250 000 Acres. Es giebt bisher nur wenige Goldgräber am Platz und alle erwerben sich in kürzester Zeit ein Vermögen. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 15. Juli.